

JOHANNA NICHOLLS
Die Blüte des Eukalyptus



GOLDMANN

Lesen erleben

Informationen zu Johanna Nicholls
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Johanna Nicholls

Die Blüte
des Eukalyptus

Roman

Deutsch von pociao

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »Ironbark«
bei Simon & Schuster, Penguin Group (NZ).

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Mai 2013
Copyright © der Originalausgabe 2009
by Johanna Nicholls
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Published by Arrangement with Johanna Nicholls
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:
UNO Werbeagentur München
Umschlagfoto: © FinePic®, München
Redaktion: Kerstin von Dobschütz
BH · Herstellung: Str.
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47372-4
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Brian, Nicholas, Niki, Eadie, Gus und Donna

Zum Gedenken an meine Eltern,
Fred und Dorothy Parsons,
meine Freundin Anne Goldie Cousland
und meine deutschen Vorfahren
Johann Heinrich Müller
und Katherina Elisabetha Jung

Die Geschichte des fünften Kontinents ist fast immer pittoresk. Sie liest sich nicht wie Geschichte, denn sie steckt voller Überraschungen und Abenteuer, Widersprüche und Unstimmigkeiten – und doch ist alles wahr, es ist alles passiert.

Mark Twain

ERSTER TEIL

DIE SUCHE

Januar 1837 – Mai 1838

Suche das Ende und lass dich nicht beirren.

Nichts ist so schwer,
doch trägt es dich durch alle Wirren.

Robert Herrick 1591-1674

EINS

Jake Andersen kniff die Augen zusammen. Die letzte Etappe der verlassenen Straße lag im grellen Sonnenlicht vor ihm. Die Landschaft ringsum bestand buchstäblich nur aus Himmel, dessen Blau so intensiv war, dass er dem versengten Grasland das letzte bisschen Farbe raubte. Jake war auf dem Weg nach Hause.

Nach Hause. *Jenny*. Sein Herz schlug vor Sehnsucht nach ihr schneller. Quälende Bilder flimmerten vor seinen Augen ... Jenny, die auf ihn zutanzte ... die wie ein Kind auf einem Schemel stand, um ihm das Halstuch zuzuknoten ... die Glut des Feuers, die auf ihrem Rücken schimmerte, wenn sie neben dem Kamin in der Wanne badete ... ihr aufreizendes Lächeln, wenn sie die Kerze auf ihrem Nachttisch ausblies ... ihr vollkommener Körper, wie der einer nackten Göttin im Dunkeln ...

Die Erinnerung an sie war so lebendig, dass Jake beinahe ihr französisches Parfüm riechen konnte, ein Luxus, der für Jenny wichtiger war als das tägliche Brot.

Er zählte die Monate, Wochen und Tage, seit er aufgebrochen war, um das Vieh nach Süden zu treiben. Jenny erwartete keine Briefe von ihm; sie wusste, dass er das Schreiben wegen seiner dürftigen Schulausbildung scheute. Aber ebenso war ihr bewusst, dass er mit Leib und Seele ihr gehörte. Je länger er mit dem Vieh unterwegs war, umso lebhafter wurden für Jake die Erinnerungen. Er wünschte, er hätte ein kleines Bild von ihr in der Tasche. Eines Tages würde er einen Künstler beauftragen, seine Frau zu malen.

Ein wohliger Schauer durchfuhr ihn, als er an die Stunde seines Aufbruchs zurückdachte. Morgengrauen. Er war einen Moment an der Tür des Schlafzimmers stehen geblieben. Bei Jennys

Anblick, den über den Kopf liegenden Armen, der Wölbung der Brüste unter der zarten Spitze ihres Nachthemds, war ihm der Atem gestockt. Ihr goldenes Haar breitete sich über das Kopfkissen aus wie das einer unter Wasser schwebenden Meerjungfrau.

Durch den Schleier ihres Haars hatte Jenny scherzhaft die rituellen Abschiedsworte gemurmelt: »Wirst du mich immer und ewig lieben, Jakey?«

Seine Antwort war wie immer ernst gemeint. Und nun, auf dem Weg nach Hause, wiederholte er sie stumm. »Bis ans Ende aller Tage und noch darüber hinaus, Jenny.«

Jake wusste, dass er nie aufgebrochen wäre, wenn er sie in dem Moment geküsst hätte. Doch er hatte keine Wahl gehabt. Er hätte es sich nicht leisten können, Ogdens Angebot, eine Rinderherde nach Süden zu treiben, auszuschlagen. An diesen Augenblick, kurz bevor er das Haus verlassen hatte, musste er jetzt denken.

Im Flur hatte er ein leises Flüstern gehört und sich umgedreht.

Auf dem Treppenabsatz stand die kleine Pearl, barfuß in ihrem Nachthemd, die kurzen O-Beinchen fest in den Boden gestemmt. Das blonde Haar rahmte ihr sonniges Lächeln ein, als sie die Arme ausstreckte und einen Schritt nach vorn machte. Jake war gerade noch rechtzeitig hinaufgesprungen, um ihren Sturz aufzufangen.

»Du musst warten, bis du ein großes Mädchen bist, bevor du allein die Treppen hinuntergehst, Prinzessin.«

Er hatte sie auf den Scheitel geküsst, während ihr kleiner Hund Flash ihr das Gesicht leckte. Pearl hatte eine von Jakes langen Haarlocken sanft hinter sein Ohr zurückgesteckt, wie sie es oft tat. Er hatte sie wieder in ihr Kinderzimmer unterm Dach gebracht und versprochen, ihr bei seiner Rückkehr eine neue Puppe mitzubringen ...

Jake warf einen Blick auf seine Satteltasche und stellte sich vor, wie sie sich über seine Geschenke freuen würden. Sogar für Jennys Mutter hatte er etwas dabei.

Bei dem Gedanken an Mrs. Tory verdüsterte sich seine Mie-

ne. *Um sie gütlich zu stimmen, braucht es mehr als eine Kiste Zuckerpfläumchen. Die alte Hexe lässt mich nie vergessen, dass Jenny unter ihren Möglichkeiten geheiratet hat. Wegen meines »doppelten Makels«, weil Ma und Pa beide Strafgefangene waren. Trotzdem hat sie mir den Gefallen getan, auf meine beiden Hübschen aufzupassen, und deshalb werde ich den Mund halten.*

Während Jake die Sydney Road entlangritt, fragte er sich, wie es Jenny während seiner Abwesenheit ergangen sein mochte. Die Beete in ihrem heiß geliebten Garten hinter der Hütte mussten mittlerweile in voller Blüte stehen. Jake hatte sie mit englischen Blumen bepflanzt, um sie an ihre Jugend in Devon zu erinnern. Er malte sich aus, wie Pearl und Flash im Garten heruntollten und sie mit einem Auge auf das Gartentor schielte, wo sie ihn erwartete.

Während des gesamten Trecks hatte Jake seine Ängste beschwichtigt und sich immer wieder vor Augen geführt, dass er alles für ihre Sicherheit getan hatte. Er hatte Jenny beigebracht, wie sie im Notfall mit der kleinen Taschenpistole umgehen musste. Auf den Eingeborenen Wally, seinen alten Kumpel aus Kindertagen, konnte er sich verlassen; er würde die Farm in Ordnung halten. Und seine Schwiegermutter würde Jenny keine Sekunde aus den Augen lassen.

Jakes Lohn für die langen, einsamen Monate war ein Schuldschein, den er sicherheitshalber in seinem Stiefel versteckt hatte. Er klopfte sich auf die Westentasche, um sich zu vergewissern, dass die Hand voll Münzen und die alte Uhrkette noch da waren, für den Fall, dass ihm ein Buschräuber auflauern sollte.

Er zauste die struppige Mähne des Hengstes, den er nach dem Helden seiner Kindheit, Lord Nelson, getauft hatte.

»Geld, Horatio. Geld regiert die Welt, was? Wir hatten es nicht einfach im letzten Jahr, aber 1837 wird alles besser! Dieses Jahr werden wir reich, du wirst schon sehen!«

Laut ausgesprochen klangen die Worte hohl. Obgleich er fast dreiundzwanzig war, hatte Jake noch nicht herausgefunden, für welche Arbeit er am besten taugte. Was ihn am meisten reizte, war

das Preisgeld, das dem Gewinner im Faustkampf winkte, doch zwischen den Wettkämpfen blieb ihm nichts anderes übrig, als seine kleine Farm mit jeder Art von Arbeit über Wasser zu halten, die er ergattern konnte.

Alles, was ich besitze, ist an die verdammte Bank von New South Wales verpfändet – bis auf mein Pferd. Aber was soll's! Solange Jenny bei mir ist, nehme ich es mit der ganzen Welt auf.

Er kratzte sich den stoppeligen rotblonden Bart, den er sich in den letzten Monaten hatte stehen lassen. Bevor er Jenny gegenübertrat, würde er sich rasieren müssen. Wenn er bei früheren Wiedersehen darauf gebrannt hatte, sie zu küssen, war sie ihm ausgewichen. Hatte ihm gesagt, er solle sich erst einmal waschen, ehe er es wagte, sich an ihren Tisch zu setzen. Jake lächelte schief bei der Erinnerung. *Tisch? Jesses, eigentlich will ich sie nur ins Bett kriegen!*

Nicht zum ersten Mal fuhr er angesichts seines Dilemmas innerlich zusammen. Doch Horatio konnte er erzählen, was kein anderer je hören durfte.

»Als Junggeselle lagen mir alle Mädchen im Red Brumby zu Füßen. Das Schlimme ist, dass anständige Frauen anders sind ... Im Kampf mit einem Mann schlage ich mich wacker, doch bei ihr verpufft meine Energie wie ein feuchter Feuerwerksknaller in der Guy-Fawkes-Nacht.«

Er sagte sich, dass Jenny genau wissen musste, wie sehr er jeden verdammten Zoll an ihr liebte, doch der Gedanke war kein echter Trost. Seine Leistung in der Nacht vor dem Aufbruch verfolgte ihn immer noch. Er hatte sie mit einer ganz besonderen Erinnerung verlassen wollen, die sie beide durch die vor ihnen liegenden Monate der Trennung tragen sollte, ihr jenen verträumten, befriedigten Ausdruck schenken wollen, den er von anderen Frauen kannte. Einen Blick, den er bei Jenny nie gesehen hatte.

Warum war seine Liebe zu Jenny so ein Problem, wenn er doch so viel davon zu verschenken hatte?

Jake drückte sich den Schlapphut fester in die Stirn, ließ die

Sydney Road hinter sich und trieb Horatio im Galopp nach Hause. Der Wind peitschte sein langes rotgoldenes Haar. Es abzuschneiden war das Einzige, was er rundheraus ablehnte, obwohl es Jenny gefallen hätte. Es war das Markenzeichen der hier geborenen Männer, im Unterschied zu den kahl rasierten Schädeln der Strafgefangenen und den militärischen Kurzhaarschnitten der sogenannten Sterling, die sich rühmten, echte Engländer zu sein. Kein Mensch sollte Jake Andersen je für etwas anderes als einen »Currency Lad« halten, einen von hier.

Bei seinem Ritt durch den Busch lasen Jakes Augen die Landschaft wie eine Karte.

»Die verdammten Kerle in Whitehall bilden sich ein, dass sie von der anderen Seite des Globus aus die ganze Welt beherrschen, Horatio, aber sie können ihre Union Jacks hissen und New South Wales zu britischem Territorium erklären, solange sie wollen. Für mich zählt das nicht. Es ist *mein* Land.«

Bei Feagans Krämerladen in einem schäbigen Dorf namens Bolthole Valley machte Jake Rast, um seinen Tabakbeutel aufzufüllen. Wie immer war der junge Ladenbesitzer Matthew Feagan damit beschäftigt, den neuesten Klatsch und Tratsch zu verbreiten. Er holte kaum Luft, während er die Ware abwog und den Kunden das Wechselgeld herausgab.

»George Hobson hat in ein Wespennest gestochen mit seinen Plänen für die Ironbark Farm. Stammt bestimmt alles von seinem Partner, einem jüdischen Anwalt namens Bloom, der nichts als Flausen im Kopf hat, wenn du mich fragst. Lauter neumodisches Zeug. Er will die Schafe so schlachten, dass sie kurz und schmerzlos sterben! Er will ein Schulhaus für die Sprösslinge der Farmer in Ironbark. Und er will neue Hütten für die Strafgefangenen bauen, die man Hobson zugewiesen hat, damit sie so was wie Privatsphäre haben. Jetzt sagst du nichts mehr, oder?«

Feagan beugte sich zu Jake herüber und senkte vertraulich die Stimme. »Du weißt ja, wie die Deutschen sind. Sie glauben, sie hätten die Welt besser im Griff als wir Briten.«

»Hey! Ich bin einer von hier, Kumpel«, gab Jake automatisch zurück.

»Tja, ist doch fast dasselbe«, setzte Feagan großzügig hinzu. Er reichte Jake seinen Tabak und schenkte ihm ein liebenswürdiges Lächeln. »Soll ich diesmal wieder auf dich setzen?«

Jake drehte sich auf der Türschwelle um. »Was meinst du?«

»Sag bloß, du weißt es noch nicht? Es geht um das höchste Preisgeld, das je in den Kolonien ausgesetzt wurde.«

»Ein Faustkampf? *Wo?*«

Vor dem Laden warf Jake im Geiste eine Münze. Dann beschloss er, einen raschen Abstecher nach Tagalong zu machen, um seinen Kumpel Mac Mackie aufzusuchen. Diese unverhoffte Gelegenheit, zu Geld zu kommen, konnte er sich unmöglich entgehen lassen. Wer hat, dem wird gegeben.

»Du hast dir was zu trinken verdient, Horatio. Und ich würde nicht nein zu einem Albion Ale sagen.«

Jake nahm die Abkürzung durch Ironbark, um ein paar Meilen einzusparen. Die kleine Kapelle auf dem Hügel überblickte eine Schar von ärmlichen Farmen, deren Koppeln von der Dürre gezeichnet waren, und die Schafe sahen aus, als müssten sie sich wieder einmal richtig satt fressen. Die Hütten dieser Siedler waren alt, und das Eisenrindenholz, aus dem sie bestanden, war zu einem ausgebleichten Grau verwittert, doch Jake wusste, dass es widerstandsfähig genug war, um ihre Besitzer zu überdauern.

In der Ferne erstreckte sich das ursprüngliche Anwesen, George Hobsons Ironbark Farm. Das Wohnhaus in der Mitte war von weiß gekalkten Farmgebäuden und Sträflingshütten flankiert. Jake überraschte der Kontrast zwischen der Ironbark Farm und den Farmen der Siedler nicht. Hobsons großes Anwesen wirkte grün und fruchtbar und wurde von einem Netzwerk kleiner Bäche durchzogen. Von Feagans angekündigten »verrückten Veränderungen« keine Spur.

Jake ritt durch den Wald aus Eukalyptusbäumen im Süden

des Dorfs und bog erst ab, als Tagalong in Sicht kam. Er wusste, dass der armselige Flecken von einer bunten Mischung ehemaliger Strafgefangener und wegen guter Führung aus der Haft entlassener Sträflinge, alle irisch-katholischen Glaubens, fast über Nacht aus dem Boden gestampft worden war. Die Siedlung war so neu, dass sie noch auf keiner Karte verzeichnet war; da sie aber an der Kreuzung vier verschiedener Straßen lag, hatte sie gute Aussichten, Besucher aus allen Himmelsrichtungen anzulocken. Zur Sonntagsmesse ebenso wie zum Faustkampf.

Beglückt betrachtete Jake das an einen Baum angebrachte Plakat. Es zeigte einen kräftigen Boxer, der sich den Union Jack auf die Brust hatte tätowieren lassen. Mit einiger Mühe las er den Text. Ein englischer Faustkämpfer namens Bulldog Kane befand sich auf Tournee durch die Kolonien und versprach dem Ersten, der ihn bezwang, eine hohe Prämie. Bisher hatte es noch niemand geschafft, ihn zu schlagen. Das Datum für den Wettkampf in Tagalong war auf den ersten Sonntag des kommenden Monats festgesetzt.

Jake ritt auf die halb fertige Kapelle von Tagalong zu. Die Steinwände öffneten sich auf einer kahlen Wiese gen Himmel; das Ganze wirkte wie eine katholische Oase innerhalb der protestantischen Landschaft.

Das Gesicht mit dem struppigen Bart in der Öffnung, die für das zukünftige Buntglasfenster vorgesehen war, kannte er. Mac Mackie grinste ihm breit zu und schlich sich aus der Kirche, noch während der Klingelbeutel herumging.

Auch Mac war ein Currency, einer von hier, und trug sein Haar lang, doch der Bart war eine Dauereinrichtung. Er winkte Jake, ihm zum Australia Arms zu folgen.

»Ich dachte, es hätte sonntags geschlossen«, sagte Jake.

»Für mich nicht, Kumpel.«

Mac kam mit einem Arm voll Flaschen wieder und führte Jake zu seiner Holzhütte. Es gab nur einen Raum; der Boden bestand aus festgestampftem Lehm, die Innenwände waren mit Zei-

tungen verkleidet. In einer Ecke stand ein ungemachtes Feldbett. Schmutzige Blechteller stapelten sich auf dem Tisch. Macs Gastfreundschaft war legendär. Er schob die Teller einfach zur Seite, sodass sie scheppernd zu Boden fielen. Dann stellte er die Flaschen auf den Ehrenplatz neben zwei Becher aus Blech und zog mit einer einladenden Handbewegung eine Bank an den Tisch.

Das erste Ale trank Jake gegen den Durst in einem Zug, das zweite genoss er.

»Ahhh! Es gibt kein besseres Bier als Albion Ale. Kalt wie ein Bach im Schnee!«

»Unser Kneipenwirt ist der einzige Protestant im Ort, aber mächtig beliebt«, sagte Mac.

Jake war nicht überrascht. »Kein Wunder, ich bin nämlich hinter sein Geheimnis gekommen. Er hält das Zeug in einem Brunnen in seinem Keller kühl.«

»Typisch für dich, dass du das rausgekriegt hast.« Mac warf Jake seinen typischen weisen Eulenblick zu. »Na los, raus mit der Sprache. Was liegt dir auf der Seele?«

Jake zuckte die Achseln. »Nichts, was sich nicht mit Geld regeln ließe. Wie steht es mit diesem Preisgeld, das Kane ausgesetzt hat? Womit muss ich rechnen?«

Macs erhobene Brauen zeigten, dass Jake ins Schwarze getroffen hatte. »Bulldog Kane ist ein Profi aus dem Londoner East End. Du weißt, was das heißt. Ein richtiger Kämpfertyp, hart wie Stahl und mit allen Wassern gewaschen.«

An der offenen Tür klopfte es. Father Declans Besuch schien Mac nicht zu verwundern. Mac reichte dem Priester einen Becher Whisky und stellte ihn Jake vor.

»Ich gehe davon aus, dass du nicht dem wahren Glauben angehörst, Jakob, stimmt's?« Father Declan schien die Antwort zu kennen, noch ehe er seine Frage gestellt hatte.

»Ma glaubt ja. Sie ist irisch-katholisch. Pa ist norwegisch-lutherisch. Ich selbst bin eher so etwas wie ein Atheist. Ich glaube

nur an drei Dinge: an den guten Ruf meiner Frau, Albion Ale und den unfehlbaren Orientierungssinn meines Pferdes. Nichts für ungut, Father.«

»Schon gut, mein Sohn. Ich heiße Dennis.« Er kippte seinen Whisky in einem Zug. »Mac hat mir erzählt, dass du ein ausgezeichneter Kämpfer bist.«

Jake übte sich in Bescheidenheit. »An guten Tagen schlage ich mich nicht übel.«

Father Declan beugte sich vor. »Dann wirst du dich mit Bulldog Kane messen?«

Jake zögerte, als ihm einfiel, dass manchen Religionen Arbeit oder Sport am Sabbat ein Dorn im Auge waren. »Ja, Father. Ist das schlimm?«

»Schlimm? Ich bin der Schiedsrichter! Und wir sammeln Geld für ein Dach auf meiner Kirche. Auf alle Wetten wird eine Abgabe erhoben. Daher sollte man sich lieber nicht lumpen lassen, wenn der Hut herumgeht. Also, trittst du an, mein Junge?«

»Ihr könnt auf mich zählen«, sagte Jake.

Mac füllte erneut Father Declans Becher.

»Ein guter Tropfen, Mac. Aber sonntags? Sieh zu, dass du das bei der nächsten Beichte nicht vergisst. Doch einstweilen wollen wir auf den Kampf im nächsten Monat anstoßen. Ich setze auf dich, Jakob!«

Als Jake am Tor seiner Farm ankam, zeigte sich bereits der erste rosa Schimmer der Morgendämmerung am nächtlichen Himmel – ein unheimlicher Moment. So sah die Generalprobe für den Sonnenaufgang im Busch aus. Currawongs und Kookaburras hatten ihren morgendlichen Gesang noch nicht angestimmt. Im Garten blühten ein paar englische Herbstblumen, doch Jake fiel auf, dass er gejätet werden musste. Und die Rindenholzwände von Wallys *gunyah* lagen am Boden, als hätte ein Sturm sie erst vor Kurzem umgefegt.

Jake nahm Horatio den Sattel ab, führte ihn zur Tränke und

trat durch die Vordertür ins Haus. Seine Geschenke legte er auf den Küchentisch, um sie Jenny beim Frühstück zu überreichen.

Dann seifte er sich das Gesicht ein und rasierte sich vor dem Spiegel den Bart ab.

Schließlich konnte er seinem Verlangen, Jenny mit einem Kuss zu wecken, nicht länger widerstehen und stahl sich leise die Treppe hinauf am Kinderzimmer vorbei, wo Mrs. Troy mit Pearl schlief.

Das eheliche Schlafzimmer war tadellos aufgeräumt, die Vorhänge zugezogen, doch ein Streifen Sonne fiel über den spitzenverzierten Bettüberwurf. Auf dem Kopfkissen lag ein Umschlag. Die Worte des Briefes sackten nur langsam in sein Bewusstsein ein.

Lieber Jakey,

ich verlasse Dich, um ein neues Leben zu beginnen. Ich weiß, wie sehr Du versucht hast, mich glücklich zu machen, aber ich kann nicht mehr so tun, als liebte ich Dich, so wie Du es verdienst. Dies ist die beste Lösung für uns beide. Mach Dir keine Sorgen um Pearl. Ich bin in Begleitung von jemandem, der uns immer beschützen wird.

Deine Jenny

PS: Ich habe Wally nach Hause zu seinen Leuten geschickt – und ihm Flash mitgegeben.

Der Brief war erst vor zwei Tagen datiert worden.

Jake schwankte. Die Beine, auf denen er sonst durch den Boxring tänzelte, waren jetzt nicht mehr im Stande, ihn auch nur einen Schritt weiterzutragen. Er setzte sich auf die Bettkante und vergrub das Gesicht in den Händen. Unzählige Fragen schwirrten ihm durch den Kopf. *Kenne ich den Kerl? Wo bringt er sie hin? Sie haben nur zwei Tage Vorsprung, aber in welche verdammte Richtung?*

In der Hoffnung, seine kleine Prinzessin schlafend zu finden, rannte er ins Kinderzimmer. Pearls Bett war so ordentlich ge-

macht, als hätte noch nie jemand darin geschlafen. Mrs. Troys Strohmattmatratze war abgezogen worden.

Er durchwühlte sämtliche Schränke auf der Suche nach einem Hinweis, dass Jenny gezwungen worden war, den Brief zu schreiben, oder dass ein Buschräuber sie entführt hatte. Nur ein einziger Koffer fehlte. Drei leere Bügel hingen als stumme Zeugen dafür da, dass Jenny lediglich ihr bestes Sonntagskleid für sich und ein paar Kleidungsstücke für Pearl mitgenommen hatte.

Die Puppen seiner Tochter saßen in Reih und Glied auf der Spielzeugkiste. Auf ihren bemalten Gesichtern lag ein grausames Lächeln, als machten sie sich über seinen Schmerz lustig.

Und dann sah er ihn. Jennys Ehering. Das kleine Gegenstück zu seinem eigenen mit ihren eingravierten Namen und dem Hochzeitsdatum. Wie versteinert hielt er den Ring in der Handfläche und las die Inschrift. *5. Mai 1833 – Jakob und Jenny – in ewiger Liebe.*

Ewig? Nicht mal vier Jahre hat sie überdauert!

Blind vor Wut schleuderte Jake den Ring durchs Zimmer und schlug mit der Faust gegen die Wand, sodass der Spiegel zerbarst und sein Ebenbild in scharfkantige Splitter zerlegt wurde. Am Fuß der Treppe blieb er plötzlich wie versteinert stehen, als er sich an Jennys Worte nach seinem letzten Versagen im Bett erinnerte. »*Stell mich nicht auf einen Sockel.*«

Jesses! Wusste sie da bereits, dass sie mich verlassen würde? War dieser Mistkerl schon damals Teil ihres Lebens? Die Erinnerung an ihren rituellen Abschied zerriss ihm jetzt das Herz. »*Wirst du mich immer und ewig lieben, Jakey?*«

Jake hatte das Gefühl, als zögen sich die Mauern um ihn herum zusammen. Gestern noch hatte er alles besessen, was ihm wichtig war. Heute – nichts mehr. Jenny hatte geschafft, was keinem Mann jemals gelingen würde: Sie hatte seine Welt zerstört. In diesem Moment schwor er, keiner Frau jemals wieder so viel Macht über sich einzuräumen wie Jenny.

Er schlug die Haustür hinter sich zu und kehrte dem Familien-

leben für immer den Rücken. Sollte die verdammte Bank von New South Wales seine Farm übernehmen und alles, was ihm gehörte. Draußen im Sonnenschein erschien ihm die ganze Welt plötzlich grau. Aller Farben beraubt. Unwirklich. Zeit und Raum waren zerbrochen.

Er sattelte Horatio und galoppierte nach Parramatta, um Anzeige bei der Polizei zu erstatten. Was, zum Teufel, sollte er angeben? *Vermisst. Eine Frau mit Kind, in Begleitung. Zuletzt gesehen in Begleitung eines Unbekannten.*

Als er Horatios Zügel um das Geländer vor der Polizeistation schlang, bemerkte Jake plötzlich, dass er die Taschenpistole in der Hand hielt. Er hatte Jenny beigebracht, wie sie sich in seiner Abwesenheit schützen konnte. Trotzdem war irgendein Mistkerl unter seinem Schutzschild hindurchgeschlüpft. Jake drückte auf die Feder, sodass die verborgene Klinge herausprang und die Waffe sich in einen Dolch verwandelte.

»Gott steh dir bei, du Hund, ich werde dich jagen, bis ich dich zur Strecke gebracht habe.«

ZWEI

Keziah Stanley warf einen verstohlenen Blick durch den Eingang ihres *vardo*. Die anderen Wohnwagen bildeten eine Wagenburg um das Roma-Lager am Rand des eigentlichen Dorfes. Gerade brach das erste Tageslicht durch den Dunst. Pferde weideten friedlich am Flussufer. Einzelne Rauchschwaden stiegen aus der Glut der kleinen Feuer, die am vergangenen Abend inmitten der jeweiligen Familienclans gebrannt hatten.

Hinter Keziah erhoben sich die fernen Berge ihres Geburtsortes in der Clywdian Range von North Wales. Vor ihr lag die Cheshire-Route nach Liverpool. Heute war ein Meilenstein erreicht – ihr siebzehnter Geburtstag – der Tag, an dem sie nicht länger unter der Herrschaft ihrer Schwiegermutter Patronella stehen würde.

Letzte Nacht hatte Keziah sich, wie immer mit dem geliebten Gesicht ihres Mannes vor Augen und im Herzen, in den Schlaf geweint. Gem schmachtete als Gefangener in irgendeinem Loch, Gott weiß wo, doch die Erinnerung an ihre Umarmungen war so lebendig, als hätte er die ganze Nacht mit ihr verbracht.

Keziah erstarrte, als sie Gems Eltern im *vardo* nebenan hörte. Anders als Patronella war ihr Schwiegervater mit dem Alter toleranter geworden. Keziah hörte, wie er schlaftrunken mit seiner Frau schimpfte.

»Heute ist ihr Geburtstag. Sei nicht so streng mit der Kleinen, Patronella. Es ist doch ganz natürlich, dass sie Sehnsucht nach unserem Sohn hat. Meine Mutter sagte immer: So wie die Stute nach der Straße, so sehnt sich eine junge Frau nach dem Mann in ihrem Bett.«

»Ja, aber jetzt, da Gem im Gefängnis sitzt, könnte es jeder hergelaufene Kerl sein.«

Keziah tröstete sich damit, dass es die letzte Beleidigung war, die sie ertragen musste. Heute würde sie auf ihr *baxt* vertrauen und den geliebten *vardo* verlassen, den Gem für sie gebaut hatte, bevor man ihn vor Gericht gestellt hatte. Die Anklage lautete auf Pferdediebstahl, und für ein Mitglied des fahrenden Volkes stand das Urteil bereits fest: schuldig. Dasselbe galt für die Strafe: Deportation nach New South Wales. Keziah wusste, dass er leicht vierzehn Jahre hätte bekommen können oder sogar lebenslanglich. Unschuldiger oder nicht, die *milde* Strafe von sieben Jahren war kein Trost für Keziah.

Sie klammerte sich an die Erinnerung, wie Gem aus dem Gerichtssaal geführt worden war und unerschrocken gerufen hatte: »*Keziah! Kein Gericht auf der Welt hat die Macht, mich von dir zu trennen!*«

Sie hatte sich geschworen, seine Worte wahr werden zu lassen. Jetzt schnürte sie ihre Habseligkeiten zu einem Bündel zusammen: die Tarotkarten, Kleider zum Wechseln, einen warmen Schal und mehrere Kopftücher, um ihren Status als verheiratete Roma-Frau deutlich zu machen. Sie trug zwei Röcke und einen roten Unterrock übereinander, um sie nicht schleppen zu müssen, und dazu eine mit ausländischen Goldmünzen gesäumte, bis obenhin zugeknöpfte Männerweste über der Bluse, ein Zeugnis für die Flucht ihrer Vorfahren quer durch Europa.

Sie war schon halb über den offenen Platz zur Straße nach Liverpool, als Patronellas Stimme die Stille des frühen Morgens zerriss. Keziah lief mit großen Schritten weiter, gefolgt von Patronella. Die grauen Zöpfe der älteren Frau tanzten in der Luft, als sie Keziah mit einem triumphierenden Schrei an den Haaren packte.

Keziah kämpfte ihre Angst nieder und konzentrierte sich innerlich auf Gems Gesicht.

»Ich gehe fort, Patronella. Ich gehöre zu Gem, und ich werde ihn finden.«

Patronella ließ einen Schwall von Beschimpfungen los, gegen die Keziah sich nicht zu wehren wusste. Patronella hasste sie, weil sie in ihr eine Rivalin um Gems Liebe sah. Von dem Geschrei aufgeschreckt krochen jetzt Männer, Frauen und Kinder unter den Rädern ihrer *vardos* oder aus den Hecken hervor, wo sie die Nacht verbracht hatten. Die älteren Frauen stachelten Patronella an, Keziah zur Räson zu bringen. Die Männer waren vorsichtiger, aus Respekt vor Gem.

Keziah bemerkte Ivanos prüfenden Blick und schlug ehrfurchtsvoll die Augen nieder. Er war Gems Vater. Sie war ihm unendlich dankbar, als er seine Frau mit ruhiger Stimme zurechtwies.

»Genug! Lass die Kleine ziehen und gib ihr deinen Segen.«

»Segen – von wegen! Mein Gem kann froh sein, dass er sie los ist. Eine unfruchtbare Frau tut keinem Mann gut.«

Keziah zuckte zusammen. Die Anspielung darauf, dass sie als Ehefrau versagt hatte, schmerzte wie ein Stich ins Herz, doch sie blieb stumm.

»Siehst du, was für eine Schlange sie ist? Ihr ist es egal, was aus ihrer Schwiegermutter wird!« Patronella spielte nervös mit den Goldmünzen an ihrer eigenen Weste herum, ohne sich der Ironie der Geste bewusst zu sein.

Jahrelang hatte Keziah ihr Respekt gezollt, jetzt aber verlor sie die Geduld.

»Sei ehrlich! Du hast nur Angst, das Geld zu verlieren, das ich der Familie einbringe.« Sie drückte der Alten eine Silbermünze in die Hand. »Hier! Damit kannst du dein Essen bezahlen, bis eins der Kinder das Tarot lernt und du in demselben Luxus leben kannst wie ich.«

»Pah! Deine Wahrsagerei taugt zu nichts!« Patronella spuckte vor ihr aus. »Nur die leichtgläubigen *gaujo* sind dumm genug, auf deine Lügen hereinzufallen.«

»Ich lüge *niemals*«, schrie Keziah sie an.

»Und ob du das tust, du kleiner Mischling! Dein *gaujo*-Blut

hat dich verdorben! Du hast Gem entehrt, genauso wie die Hure Stella deinen Vater.«

Keziahs Wangen flammten auf, als hätte Patronella sie geschlagen. Die Männer erstarrten bei dem Wort »entehrt«. Sanftere Gemüter in der Menge zuckten mitfühlend mit den Schultern bei der grausamen Erinnerung daran, dass Keziah keine echte Roma war.

Jetzt wandte sich die junge Frau an die Menge. »Ich werde nichts auf ihre Beleidigungen erwidern. Sie ist Gems Mutter. Aber ihr alle wisst, wie klar ich die Zukunft sehen kann. Ich werde bis ans Ende der Welt fahren. Ich werde Gem finden und in seinen Armen liegen!« Sie drehte sich zu Patronella um. »Du hingegen wirst deinen Sohn nie wiedersehen.«

Als Patronella mit dem Finger auf Keziah zeigte, hielt die Menge geschlossen den Atem an.

»Wenn du deine Sippe verlässt, werde ich dich und deinen Körper mit meinen Flüchen durchbohren. Du wirst das Kind deines Herzens begraben. Gem wird dich bespucken, und noch bevor der Sommer zu Ende geht und die Mondfinsternis dein Sternzeichen berührt, wirst du deinen Körper für Geld verkaufen wie eine Hure.«

Die Menge wich entsetzt zurück. Keziah stolperte davon und spürte kaum die Steine, die Patronella hinter ihr herwarf. Der körperliche Schmerz war nichts, verglichen mit der jähen Wut, die sie erfasste, als Patronellas letzter vernichtender Fluch in ihren Ohren widerhallte. »*Soll der Teufel in deine Eingeweide fahren!*«

Keziah ging die einsame, von den Rädern der Bauernwagen zerfurchte Landstraße entlang. Ihre Augen konnten sich nicht sattsehen an der leuchtend grünen Schönheit ringsum, den wild wuchernden Blumen und Kräutern, den Schwärmen von Vögeln, die vor den weichen Wolken am Himmel hin und her schossen. Wie immer vertraute sie darauf, dass die Kraft der Natur die Wunden der menschlichen Grausamkeit heilte.

Sie würde mit dem Geld, das sie mit ihren eigenen Händen und ihrem Verstand auf ehrliche Weise verdient hatte, den Ozean überqueren, und das erfüllte sie mit Stolz. Sie würde sich von Patronellas Flüchen nicht einschüchtern lassen.

Seit sie sechs war, wusste Keziah um die besondere Gabe, die sie besaß. In ihren Augen bemaßen sich Tag und Nacht nicht nach dem Fortschreiten der Uhr; die Zeit strömte dahin wie ein Fluss, ein unablässig rauschender Strom, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenflossen. Sie konnte sich nach Belieben von diesen Wassern tragen lassen, doch manchmal bewegte sie sich auch in Träumen und Visionen. Jetzt suchte sie Trost in einem lebendigen Bild aus ihrer Vergangenheit – Gems geliebtem Gesicht an jenem Herbsttag im Jahr 1831, als er vierzehn geworden war.

Gems goldener Ohrring funkelte in der Sonne, als er sie hinter sich auf den ungesattelten Rücken seines gescheckten Pferdes schwang. Seine Stimme war wie eine zärtliche Berührung.

»Was meinst du, kleine Keziah? Ich will dein Rom sein, wenn du mich haben willst.«

»O ja, Gem, bitte«, flüsterte sie.

Jetzt, da er ihrer sicher sein konnte, wickelte er eine ihrer Haarsträhnen um seine Faust und zog ihr Gesicht bis auf wenige Zentimeter an seinen Mund heran. »Ich habe deinen Schatten geliebt, seit ich dich das erste Mal gesehen habe.«

»Aber da war ich doch erst fünf!«

Er erzählte ihr, dass er lange genug gewartet hatte, und neckte sie dann, indem er ihrem leicht geöffneten Mund auswich.

»Jetzt bist du elf – fast eine Frau. Es wird Zeit, dass wir uns einander versprechen.«

Am gleichen Abend, als Keziah mit ihrer Großmutter in ihrem var-do lag, hörten sie, wie Gem seine Mutter anschrte, weil sie eine verächtliche Bemerkung über Keziabs gaujo-Mutter hatte fallenlassen.

»Ihr Frauen redet ständig von der Vergangenheit! Ich aber bin ein Mann! Ich nehme nicht die Vergangenheit mit in mein Bett! Du wirst

Keziahs Familie einen guten Brautpreis anbieten, so wie ihre Ehre es verlangt.«

Als Patronella daraufhin in großes Jammern ausbrach und erklärte, eher sterben zu wollen, blieb Gem ungerührt.

»Dann stirbst du eben ohne Enkel! Ich schwöre beim Grab meines Großvaters, wenn Keziah Stanley mich nicht zum Rom bekommt, werde ich bis an mein Lebensende meine Hemden selbst waschen.«

Als Gem mit lebenslanger Ehelosigkeit und Askese drohte, stockte Keziah der Atem.

Doch so viel Patronella auch jammerte, letztlich kapitulierte sie. Keziah fiel ihrer Puri Dai um den Hals und bedeckte ihr runzliges Gesicht mit einem Schwall von Küssen.

»So sehr wünschst du ihn dir?« Ihre Großmutter gluckste in sich hinein. »Hör zu, ich werde einen guten Preis für dich aushandeln. Dein Vater hat keinen Sinn für so etwas. Er trinkt lieber ihren Wein, spielt seine Geige und ist froh, wenn er sich aus dem geschäftlichen Teil heraushalten kann.«

Keziah wurde so nervös, dass ihre Großmutter sie rasch beruhigen musste. »Ich bin zwar alt, aber nicht dumm. Ich werde den Preis in die Höhe treiben, allerdings nicht so hoch, dass sie sich auf Nimmerwiedersehen verabschieden. Ich mache Gem zu deinem Rom, du wirst schon sehen.«

Die Magie ihrer Großmutter hatte gewirkt. Jeder wusste, dass Keziah Gem versprochen war. Er brachte sie mit seinen Zärtlichkeiten so weit, dass sie ihm alles gegeben hätte; er aber wollte lieber bis zu ihrer Hochzeitsnacht warten. Dann würden sie noch früh genug entdecken, dass ihre Körper füreinander geschaffen waren.

Keziahs Stolz auf ihren Rom und ihr gemeinsames Leben wäre vollkommen gewesen, hätte nicht jeder Mondzyklus, der ohne das Versprechen auf ihr ersehntes Kind verging, einen Schatten auf ihr Glück geworfen.

Patronella drängte Gem, sich von Keziah scheiden zu lassen und sich eine fruchtbarere Frau zu suchen; er aber wies dieses Ansinnen wütend zurück.

Nach drei Jahren war Keziah endlich schwanger geworden, doch in der Nacht, als man Gem abgeholt hatte, war ihre Welt zerbrochen – in doppelter Hinsicht.

Keziah verdrängte die schmerzliche Erinnerung an ihre Fehlgeburt. Sie zweifelte keine Sekunde daran, dass die Magie ihrer Großmutter sie wieder mit ihrem Helden zusammenführen würde. Wie es hieß, war New South Wales ein riesiges Inselgefängnis. Eine Flucht war unmöglich.

Als Keziah den heruntergekommenen Wohnwagen ihrer Großmutter sah, machte ihr Herz einen Sprung. Jahrelang hatte ihre *Puri Dai* sich hartnäckig geweigert, ihn von ihren Angehörigen in Stand setzen zu lassen. Die Tradition, das wusste Keziah, verlangte, dass dieser *vardo* zusammen mit allen persönlichen Gegenständen ihrer Großmutter nach deren Beerdigung verbrannt würde, um ihre Seele von der Last materiellen Besitzes zu befreien. Im Gegensatz zu den meisten anderen Mitgliedern ihres Volkes fürchtete ihre Großmutter den Tod nicht, der sie bald holen würde, auch wenn Keziah nicht wahrhaben wollte, dass ihre *Puri Dai* jemals sterben könnte.

Ohne zu blinzeln, beobachtete die alte Frau, wie Keziah näher kam. Ihre knotigen Hände lagen gefaltet im Schoß, keine noch so winzige Bewegung zeigte sich, bis auf das Flattern der Fransen an ihrem geblühten Schal im Wind. Um ihren runzligen Hals hing ein silbernes Amulett mit eingravierten Zeichen. Feine Fältchen bedeckten ihr Gesicht wie eine Landkarte, auf der jeder Romaweg verzeichnet war, den sie in ihren achtzig Jahren zurückgelegt hatte.

Keziah begegnete dem Blick ihrer Großmutter. Sie kniete zu ihren Füßen nieder, nahm die alten Hände in ihre eigenen und küsste zärtlich beide Handflächen. Nachdem sie ihr auf diese Weise ihre Ehrerbietung entgegengebracht hatte, umfasste die alte Frau Keziahs Gesicht. Die Liebe zwischen ihnen ließ sich nicht in Worte fassen.

Hand in Hand betraten sie den *vardo*. Die *Puri Dai* schenkte Tee aus dem Messingkessel ein, der auf dem winzigen schwarzen Ofen stand. Sie hatte den Tisch mit dem guten blau gemusterten Geschirr und einem schneeweißen, mit Spitzen verzierten Tischtuch gedeckt. Jedes Möbelstück war perfekt auf die Dimensionen ihrer kleinen fahrenden Welt abgestimmt. Keziah sah, dass sie das Bett ihrer Kindheit aus dem Alkoven geholt und aufgestellt hatte, die Decke war zurückgeschlagen.

»Du wusstest, dass ich komme, nicht wahr?«

Die *Puri Dai* nickte. »Eine Schwalbe hat es mir erzählt. Diese Frau mit der Schlangenzunge kann dich nicht daran hindern, Gem zu folgen.«

»Patronella hat mich mit Flüchen überhäuft! Ich werde niemals in der Lage sein, ein gesundes Kind zur Welt zu bringen. Gem wird sich von mir scheiden lassen. Und ich werde als Hure enden.«

»Diese Hexe ist rasend eifersüchtig auf dich, weil Gem dich liebt. Du bist nicht unfruchtbar. Wenn Gott die Zeit für gekommen hält, wird dein Körper neues Leben zeugen.«

Die *Puri Dai* strich Keziah übers Haar und forderte sie auf, den Tee zu trinken und den Kuchen zu essen, den sie für sie gebacken hatte. »Und dann spreche ich mit unseren Ahnen über dich.«

Keziah nahm auf dem Kissen zu Füßen der alten Frau Platz, die reglos dasaß. Das goldene Licht der Kerzen tanzte über ihr schneeweißes Haar, und ihr Gesicht spiegelte nichts als Konzentration, während sie alle Kräfte bündelte, um die Flüche abzuwehren.

»Die alte Hexe Patronella weiß genau, was sie tut. Es ist eine schwierige Sache. Alle unsere Ahnen mussten mithelfen, und es gab hitzige Debatten zwischen ihnen und meinem Sohn, der den Namen des Erzengels trägt.«

Gabriel – nach seinem Tod war der Name zu schmerzhaft für seine Mutter geworden, als dass sie ihn hätte aussprechen können.

»Hat mein Vater mit dir über mich gesprochen?«

»Wer hat dich mehr geliebt als er – abgesehen von Gem?« Sie zeigte theatralisch auf einen leeren Stuhl. »Genau da hat er gegessen und so schön auf seiner Geige gespielt ... ein Wunder, dass du ihn nicht gehört hast.«

»Erzähl mir, was er gesagt hat, egal, ob es gut oder schlecht war«, bat Keziah.

»Dein *baxt* liegt nicht in Wales, sondern in New South Wales, Tausende von Meilen entfernt auf der anderen Seite des schrecklichen Meeres.«

»Um Gottes willen! Ich kann doch nicht schwimmen!«

»Das spielt keine Rolle. Es ist dein Schicksal, Gem wiederzufinden.«

Die *Puri Dai* hatte sie von Patronellas Flüchen erlöst. Von allen bis auf einen!

»Das muss deine freie Entscheidung bleiben!« Sie nahm Keziah's Hand. »Wenn du in der Welt der *gaujo* einen falschen Schritt machst, wird er dich auf ewig verfolgen. Ich habe dir beigebracht, wie du dich vor den Tricks der *gaujo* hüten kannst. Aber auch ihre Freundlichkeit ist gefährlich. Nimm dich in Acht vor dem *gaujo* mit der silbernen Zunge. Ich sehe ihn mit einem großen Buch. Er möchte, dass du ihm vorliest.«

Keziah zuckte abschätzig die Schultern. »Das lässt sich leicht umgehen. Ich kenne zwar die Buchstaben, kann aber keine Worte daraus bilden.«

Die *Puri Dai* zog ihre Geldbörse hervor. »Du brauchst ein paar Silbermünzen für deine Reise. Und dies wird dich beschützen, ganz gleich, wo du unterwegs bist, zu Lande und zu Wasser.«

Keziah schreckte vor dem silbernen Amulett zurück, das sie ihr reichte. »Nein, ich werde dir doch nicht deinen Glücksbringer wegnehmen.«

»Ich befehle dir, ihn anzunehmen.« Das runzlige Gesicht der *Puri Dai* wurde sanft. »Das ist der letzte Dienst, den du mir erweisen kannst. Trag es immer bei dir.«

Mit einem ersticken Aufschrei umarmte Keziah sie und strich

über die faltigen Wangen. Die Finger der alten Frau legten sich auf Keziah's Lider, eine stumme Aufforderung, zu schlafen, doch sie spürte, dass ihre *Puri Dai* noch eine Warnung vor ihr verbarg.

»Weißt du, was mir in diesem neuen Wales am Ende der Welt bevorsteht?«

»Ich sage dir die Wahrheit. Wenn du aus eigenem freien Willen entscheidest, den letzten Fluch anzunehmen, wird es in deinem Leben *drei* Männer geben.«

»Drei?«

»Ich sehe deutlich einen Mann mit rotgoldenem Haar – einen *gaujo*, wie du noch nie einem begegnet bist.«

Keziah umklammerte das silberne Amulett, während die trockenen Tränen ihr die Kehle zuschnürten.

»Gem ist der einzige Mann, der wichtig für mich ist. Ich will meinen Gem finden und mit ihm vereint sein.«

»Du eigensinniges Ding! Hör auf meine Worte. Die Kräfte meines Amuletts sind begrenzt. Du musst Weisheit lernen, um dein eigenes Leben zu leben. Möge *Del* dich vor dir selbst beschützen. Eine Schönheit wie die deine ist ein Fluch, wenn das Herz allzu offen für die Liebe ist.«

DREI

Es war der 1. Mai, und die Morgendämmerung über dem Weiler unweit des Cheshire-Dorfs Poulton-cum-Spittal war bereits angebrochen. Noch kaum richtig wach erhob sich Daniel Browne ängstlich von der Strohmattmatze in der Scheune des Vikars. Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und trank einen Schluck Wasser aus einem angeschlagenen Porzellankrug. Dann stopfte er sich ein Stück trockenes Brot in die Tasche, schnappte sich die Harke und lief über den Pfad aus zerbrochenen Steinplatten auf das alte Pfarrhaus zu.

Ausgerechnet heute durfte er nicht zu spät mit seinen täglichen Pflichten beginnen. All seine anderen Geburtstage waren unbeachtet und ohne Feier vergangen, doch der neunzehnte war etwas anderes. So viel stand auf dem Spiel, dass seine Hände zitterten, mehr aus Nervosität als wegen der Kälte.

Bei der Arbeit wurde ihm bewusst, wie sehr sein schlaksiger Körper im letzten Jahr gewachsen war. Handgelenke und Knöchel lugten aus den abgetragenen Arbeitskleidern heraus, die er von einem älteren Gärtner geerbt hatte, als der im letzten Winter beim Schneeschippen gestorben war. Die Arbeit vermittelte ihm das Gefühl, irgendetwas zwischen Handlanger und Hungerleider zu sein, doch zumindest verdiente er sich damit sein tägliches Brot und musste nicht im Armenhaus vorsprechen.

Daniel wurde von einer Schar stämmiger Jungs abgelenkt, die auf dem Weg zur Schule an der Trockenmauer entlangrannten und den vertrauten Singsang anstimmten, der unweigerlich mit spöttischem Gelächter endete: »Daniel Browne ist ein Clown! Aus der Schule abgehaun!«

Daniel schluckte die Demütigung herunter, denn er wusste, dass aus ihr nur die Verachtung der Eltern sprach. Er hasste sie alle. Dann betrachtete er seine Hände. Sie waren rau und aufgerissen, trotzdem war er stolz auf seine langen schmalen Finger, die er für einen natürlichen Hinweis darauf hielt, dass er zu etwas Besserem bestimmt war. Die Hände eines Künstlers.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Eines Tages werden diese dämlichen Dorftrötel Schlange stehen und dafür bezahlen müssen, Daniel Brownes Werk zu sehen. Und dann, wenn ich erst mal berühmt bin, werden sie als Erste Anspruch auf mich erheben – diese Schweinebunde.

Er warf einen Blick auf den Kirchhof, wo seine Mutter in einem nicht gekennzeichneten Armengrab lag. Nur der Vikar erinnerte sich an Mary Ann Browne – sonst interessierte sie niemanden.

Daniel näherte sich dem Pfarrhaus und warf einen Blick durchs offene Fenster ins Arbeitszimmer des Vikars. Auf dem Schreibtisch direkt unter dem Fenster lag ein Stapel Papier unter einem Briefbeschwerer in Gestalt eines wilden Löwen. Unberührtes Papier übte schon lange eine magnetische Anziehungskraft auf Daniel aus. Jetzt brach ihm der Schweiß aus angesichts der Verlockung, die es darstellte. Im Geiste bedeckte er die einzelnen Blätter mit Bildern, die alle darum kämpften, endlich aus seiner Phantasie erlöst zu werden. Würde der Vikar bei seiner Rückkehr überhaupt merken, wenn ein paar Blätter fehlten? Daniel redete sich ein, dass er schon meilenweit weg wäre, bevor der Diebstahl entdeckt würde.

Er streckte eine zitternde Hand nach dem verlockenden Stapel aus, wurde jedoch von der buckligen Gestalt des Vikars gestört, der unerwartet um die Ecke bog.

Als der alte Mann ihm winkte, rannte Daniel hin, in der Erwartung, neue Anweisungen zu erhalten. Umso erstaunter war er, als der Vikar ihn in sein Arbeitszimmer schob und ihm mit einer Handbewegung bedeutete, auf dem gepolsterten Stuhl gegenüber dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Daniel blickte sich um, auf der Suche nach dem wunderbaren Kunstbuch mit den Farbtafeln

von Gemälden der alten Meister, das der Vikar ihm einmal ausgeliehen hatte. Daniel hatte ihre Werke so aufmerksam studiert, dass sich ihm jedes Detail eingepägt hatte.

An der Wand hing ein Druck: Moses, der die fliehenden Israeliten zwischen den gewaltigen Wellen hindurchführt, die Gott für sie stillstehen ließ. Der Vikar hatte ihm gesagt, es sei das Rote Meer. Das erschien ihm als gutes Omen für seine eigene Flucht.

Als die Frau des Vikars ihnen eine Kanne Tee brachte und dazu einen Teller voll mit Erdbeermarmelade bestrichenen Brötchen und Kümmelkuchen, verbarg Daniel seine Reaktion. Jetzt, da er fortging, behandelte ihn der Vikar wie einen Gast.

Daniel trank den Tee in kleinen Schlucken und ahmte jede Bewegung des Vikars nach, während er sich an der ungewohnten Kuchengabel versuchte. Ungeduldig wartete er auf das heiß ersehnte Stück Papier, das seine Hoffnung auf Freiheit besiegeln würde. Der Vikar war der einzige gebildete Mensch, den er kannte. Er sollte Daniel die Referenzen ausstellen, die er seinen künftigen Arbeitgebern vorlegen konnte.

»Hatten Sie Zeit, mir ein Zeugnis zu schreiben, Vikar?«

Der alte Mann nickte und nahm einen Umschlag vom Schreibtisch.

»Du bist ein guter und zuverlässiger Arbeiter, Daniel. Das wird dir eine faire Chance auf Arbeit in Chester verschaffen, aber es kann trotzdem schwer für einen Jungen vom Land sein, der sich mit dem Leben in der Stadt nicht auskennt.«

»Ich danke Ihnen, dass Sie mir Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben beigebracht haben. Das ist mehr, als die meisten Arbeiter je erwarten dürfen.«

Als Daniel die Hand nach dem Umschlag ausstreckte, legte der Vikar unerwartet drei Münzen dazu, die ihn für ein paar Tage über Wasser halten würden, bis er neue Arbeit gefunden hätte. Diese Geste löste einen Schwall von Schuldgefühlen in Daniel aus, als er sich an seinen versuchten Diebstahl erinnerte. Sie wurden durch die Worte des Vikars noch verstärkt.

»Wir werden uns in diesem Leben vielleicht nicht wiedersehen, Daniel, deshalb erscheint es mir angebracht, dir etwas zu geben, das eine Verbindung zu deiner Vergangenheit darstellt.« Er öffnete einen Mahagonischrank und nahm vorsichtig ein zusammengerolltes Stück Papier heraus, das er auf seinem Schreibtisch ausbreitete.

Daniel berührte das Papier ehrfürchtig. Die Ecken waren ein wenig vergilbt. Die Schwarz-Weiß-Zeichnung zeigte ein hübsches Mädchen mit langen Locken, das in einem schlichten Nachthemd auf einem Bett lag, das Gesicht in einem leichten Winkel dem Betrachter zugewandt. Die Hände waren über der Brust gefaltet wie bei einem Kind, das mitten im Gebet eingeschlafen war.

»Wunderschön«, sagte Daniel ehrfürchtig. »Ist das ...«

Der Vikar zögerte. »Mary Ann Browne. Fünfzehn Jahre alt. Deine Mutter.«

Jetzt erst bemerkte Daniel die Initialen und das Datum in der rechten unteren Ecke. »3. Mai 1817, zwei Tage nach meiner Geburt. Sie haben mir erzählt, meine Mutter sei während der Geburt gestorben.«

»Aye, so war es auch, mein Junge. Diese Zeichnung stammt von einem jungen Künstler, der sie im Armenhaus besuchen wollte. Er kam zwei Tage zu spät.«

Daniel konnte sein Grauen nicht verhehlen. »Sie meinen, er hat sie gezeichnet, als sie schon tot war?«

Der Vikar rutschte auf seinem Stuhl hin und her. »Du warst eine Frühgeburt. Deine Mutter war von Hunger geschwächt, als sie hier ankam. Sie starb wenige Stunden nach deiner Geburt.«

Daniels Hand zitterte, als er den Finger auf die Initialen TLH stieß. »Wissen Sie, wer das war?«

»Ich bin kein Experte auf dem Gebiet der Kunst, aber ich weiß, dass ein junger Künstler aus dieser Gegend namens Thomas Linton Hayes nach Süden ging, in die Hauptstadt, und dass seine Bilder in verschiedenen Galerien hängen.« Er warf Daniel einen

scharfen Blick zu. »Es gibt keinerlei Beweis dafür, dass er dein Vater ist. Vielleicht war Mary Ann Browne nicht mehr für ihn als eins von vielen Modellen.«

Daniel schob seine zornigen Gedanken beiseite. *Nicht mein Vater? Warum habe ich dann das Gefühl, unbedingt Maler werden zu müssen?* Stattdessen lauschte er aufmerksam der Beschreibung, die der Vikar von dem Künstler gab.

»Ziemlich begabt, aber er machte den Eindruck, ein ausschweifendes Leben zu führen.« Der Vikar griff nach einem unsichtbaren Glas und hob es mit einer raschen Bewegung an den Mund.

Daniels Frage, ob der Künstler das neugeborene Kind hatte sehen wollen, schien dem Vikar peinlich zu sein. Offenbar hatte niemand erwartet, dass der Säugling überlebte, daher hatte der Mann Geld für eine christliche Bestattung hinterlassen.

»Wie anständig von ihm.« Daniel gelang es nicht, seine Bitterkeit zu verbergen. »Aber ich brauche seinen Namen nicht. Ich werde den meiner Mutter so berühmt machen, dass Thomas Linton Hayes es noch bereuen wird, meine Existenz nicht anerkannt zu haben.«

»Richte und werde gerichtet, Daniel«, warnte der Vikar.

»Erzählen Sie mir alles, was Sie über meine Mutter wissen, Sir, ich bitte Sie. Nur Sie erinnern sich an sie.«

»Keine gewöhnliche Farmerstochter. Außergewöhnliche grüne Augen. Ihr Haar umgab sie wie ein Umhang – Maria Magdalena.« Er senkte diskret die Stimme. »Sie hatte diese milchweiße Haut, die bei jungen Künstlern so beliebt ist. Hayes erzählte, dass sie für sein Triptychon von Figuren aus dem griechischen Mythos posiert habe. Und dass Mary Ann seine perfekte Clytië gewesen sei.«

Der Vikar erklärte ihm die alte griechische Sage von der Sterblichen, die so in den heidnischen Gott Apoll verliebt gewesen war, dass sie jeden Tag seinem Sonnenwagen am Himmel nachsah. Als sie an ihrer unerwiderten Liebe starb, bedauerten die Götter sie

und verwandelten sie in eine Sonnenwende, eine Pflanze, die mit ihrer Blüte dem Lauf der Sonne folgt.

Daniel rollte das Papier sorgfältig wieder zusammen. »Danke für diesen wertvollen Hinweis.«

Der Vikar ließ Daniel niederknien, gab ihm seinen letzten Segen und überreichte ihm eine Bibel.

»Möge sie dir immer den rechten Weg weisen, mein Junge. Geh mit Gott, und Friede sei mit dir.«

In der Scheune sammelte Daniel hastig seine wenigen Habseligkeiten ein. Dann zog er sich die Stoffmütze über die Ohren, trat in die Sonne hinaus und schwang sein Bündel, als er an dem Meilenstein vorbeikam, der anzeigte, wie weit es bis nach Chester war – und zu seinem neuen Leben.

Als Daniel in Chester an den Rows vorbeischlenderte, kamen sie ihm vor wie eine Explosion von Farben, Geräuschen und Gerüchen, die seine Sinne berauschten. Kuchen und Brot verströmten das Aroma von Zimt und Gewürzen, der Duft der Blumen wehte von den Karren herüber, und die Dienstmädchen genossen mit übermütigem Lachen den ersten Maitag, einen ihrer seltenen freien Tage.

Daniel blieb vor einem Geschäft stehen, dessen Schild ihn in seinen Bann zog. *Kunsthandel und Rahmen – Inh. Maynard Plews*. Im Schaufenster lag das Gemälde einer blau gewandeten Jungfrau Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm. Aus ihren jugendlichen Zügen sprach bedingungslose Hingabe. Das Kind hatte mehr Ähnlichkeit mit einem winzigen Erwachsenen als den Säuglingen, die Daniel in seinem Leben gesehen hatte, trotzdem war die Entdeckung ein Augenblick reiner Magie. Auf der gedruckten Karte daneben stand: »Unbekannter Künstler, ca. siebzehntes Jahrhundert.« Und in diesem Augenblick verschmolz das sanfte Gesicht der Jungfrau für immer mit dem seiner toten Mutter.

Er holte tief Luft, um seine Nervosität zu unterdrücken, und betrat die Galerie. Der längliche Raum war menschenleer, die

Wände waren mit Reihen von Gemälden bedeckt. Wie verzaubert rannte er zwischen ihnen hin und her – ein Schmetterling, der sich in einem Gewächshaus voller exotischer Blüten am Pollen berauscht.

Plötzlich merkte Daniel, dass er von einem graubärtigen Mann mit blassen blauen Augen beobachtet wurde, die hinter seinen Brillengläsern glänzten. Der Mann hatte etwas, das Daniel ermunterte, seine Schüchternheit zu überwinden.

»Sir, ich bin gerade erst in Chester angekommen und habe noch keine Arbeit gefunden. Daher könnte ich Ihnen nicht einmal den Rahmen Ihres kleinsten Gemäldes abkaufen.«

Der Mann nickte, als hätte diese Tatsache keinerlei Bedeutung. »Mein Name ist Maynard Plews. Mich interessiert die Meinung aller Besucher – Mäzene, Kunden oder Studenten wie du. Wenn Geld keine Rolle spielte und du ein Bild kaufen wolltest, für welches würdest du dich entscheiden?«

Daniel fühlte sich geschmeichelt, dass man ihn für einen Kunststudenten hielt.

»Es gibt drei. Hätte ich Geld, würde ich sogar aufs Essen verzichten, um alle drei zu besitzen.«

Als er aufgefordert wurde, zu erklären, weshalb sie ihm gefielen, zeigte Daniel auf zwei Porträts, ein Diptychon von einem Mann und einem jungen Mädchen vor dem Hintergrund einer sonnendurchfluteten, olivgrünen Landschaft, die sich nicht im britischen Empire befinden konnte.

Plews' verständnisvoller Blick ermunterte Daniel, seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Ohne nachzudenken, erklärte er, wie man der Anordnung der Landschaft entnehmen konnte, dass es sich bei dem Paar um Mitglieder einer Familie handelte. Aus den Kunstbüchern des Vikars wusste er, dass die reich verzierte Kleidung des Paares aus dem Mittelalter stammen musste. Die Hand auf dem Dolch im Gürtel des Edelmanns war mit Ringen geschmückt – wie die einer Frau. Daniel hatte das Gefühl, dass die schwarzen Augen ihn voller Verachtung anblickten.

»Sehen Sie, wie sich seine Unterlippe kräuselt – er glaubt, sein Wort stehe über dem Gesetz. Er ist der Inbegriff von ... von ...« Daniel kam ins Stottern, als er nach dem richtigen Wort suchte.

»Anmaßung?«, half Maynard Plews nach.

»Aye, aber es ist noch mehr. Der Künstler verrät uns, dass der Edelmann versucht, etwas zu verstecken. Er hat ihn mit lauter kostbaren Gegenständen umgeben, einem Kelch und der Verzierung über dem Familienwappen, und doch scheint er sich nicht wohlzufühlen, als wäre er fehl am Platze.«

Wieder stockte Daniel, aus Angst, seine Worte könnten seine Unwissenheit verraten.

Maynard Plews nickte. »Und was siehst du in der Frau?«

»Feine Kleider, aber sie ist nicht so weltgewandt wie er. Sie betastet ihren Ehering wie eine nervöse junge Braut. Der Künstler hat ihren Blick auf ihn gerichtet, als fürchtete sie sich vor ihm.«

Plötzlich fühlte sich Daniel bloßgestellt. »Aber was weiß ich schon, Sir? Das sind die ersten Gemälde, die ich nicht in einem Buch sehe.«

»Du hast eine natürliche Begabung, Menschen unabhängig von allem luxuriösen Beiwerk zu beurteilen. Der Mann war der uneheliche Spross eines italienischen Edelmanns und wurde später vom legitimen Erben seines Vaters verjagt. Die Braut war ihm bereits als Kind versprochen worden, um zwei Familien miteinander zu verbinden. Ihr Zukünftiger jedoch verschleuderte die Mitgift für seinen Lieblingshöffling, einen hübschen *Knaben*.«

»Das ist eine abscheuliche Sünde vor Gott!«, rief Daniel spontan.

»Vermutlich, aber Fürsten haben ihre eigenen Regeln.«

Hastig wandte sich Daniel dem dritten Bild zu, das ihn angesprochen hatte, einer Landschaft, die der dazugehörigen Karte zufolge die Kolonie New South Wales um 1800 zeigte.

»Diese fremdartigen Bäume und dieser unglaublich blaue Himmel sind im Empire nicht vorstellbar. Es verstößt gegen alle ästhetischen Gesetze – und doch existiert es.«

Maynard Plews musterte Daniel. »Was würdest *du* denn am liebsten malen, mein Junge?«

Daniel spürte, dass seine ganze Zukunft auf dem Spiel stand. Er wusste nicht, was er sagen sollte, aber als die Antwort aus ihm herausbrach, begriff er, dass es die Wahrheit war.

»Die Seele eines Menschen.«

Maynard Plews nickte, als gefiele ihm die Antwort. Daniel forderte sein Glück noch stärker heraus.

»Verzeihen Sie, Sir, ich stehle Ihnen Ihre Zeit.«

»Ach, es gibt ohnehin nicht viel zu tun. Halb Chester ist auf den Beinen, um den ersten Maitag zu feiern, und ich habe nur einen kleinen Auftrag, ich soll ein paar beschädigte Rahmen von vernachlässigten, alten Gemälden reparieren.«

Daniel ergriff die Gelegenheit beim Schopf. »Brauchen Sie Hilfe, Sir? Ich bin ein guter Handwerker. Ich kann einigermaßen lesen und schreiben. Ich werde niemals müde. Ich bin stark. Zuverlässig. Ehrlich.« Rasch zog er das Zeugnis des Vikars aus der Tasche.

Nachdem Maynard Plews es gelesen hatte, deutete er auf eine Tür, die zum Keller führte. Dort würde Daniel eine Kammer mit einem Bett und einen Waschtisch finden. Hinter der Tür hing ein Arbeitskittel. Dann erklärte ihm der Galerist, dass er jemanden suchte, der im Haus wohnte und so die Bilder bewachen konnte.

»Vikare stellen Dieben bestimmt keine guten Zeugnisse aus!«

In einer halben Stunde hatte Daniel den ganzen Raum gefegt und mit solcher Inbrunst Kisten übereinandergestapelt, dass er sich einbildete, zu sehen, wie sein Arbeitgeber an seinem Schnurrbart zupfte, um ein Lächeln zu verbergen.

Daniel Browne war im siebten Himmel. Er hatte bezahlte Arbeit, einen Platz zum Schlafen, und nach Feierabend konnte er die Kunstwerke studieren, den Pinselstrich der verschiedenen Künstler, ihre Verwendung der Farben und ihre Perspektive vergleichen.

Nachdem Plews am Abend gegangen war, rannte Daniel hinter zu seinem Quartier. Zuallererst befestigte er das Bild seiner toten Mutter an der Wand.

Sanft berührte er ihr Gesicht. »Warte nur, Mutter. Ich bin auf dem Weg.«

Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke. Warum war unter den drei Gemälden, für die er auf sein Essen verzichten würde, nicht das der Jungfrau Maria gewesen? Die Antwort kam mit einer Wucht, die ihn ebenso erregte wie erschreckte.

Ich werde die Jungfrau selbst malen und beweisen, dass ich ein größerer Maler bin als mein Vater.

VIER

In den ersten Wochen nach Jennys Verschwinden klapperte Jake alle Siedlungen innerhalb der Reichweite von Penrith, Parramatta und den Dörfern entlang der Coach Road bis nach Sydney Town ab. Das kleine Landhaus von Mrs. Troy in Parramatta war komplett leer geräumt, und irgendwer hatte ein Schild mit der Aufschrift »Zu vermieten« an die Tür genagelt. Ihre Nachbarn erzählten, dass sie ganz plötzlich aufgebrochen war, allein in einer Kutsche. Niemand wusste, wohin. Jake spürte, wie ihm die Bitterkeit aufstieß, wenn er sich die Antwort ausmalte. *Wahrscheinlich bezahlt jetzt Jennys gottverdammter Beschützer die Miete für die alte Vettel, so wie vorher ich. Dummkopf, der ich war.*

Nichts ergab noch einen Sinn. Warum hatte Jenny ihn verlassen, ohne ihm je einen Hinweis darauf zu geben, dass sie unglücklich war? Er hatte nur einen Wunsch, diesem feigen Hund den Hals umzudrehen. Sich zurückzuholen, was ihm gehörte: seine kleine Prinzessin. Und was war mit Jenny? Was würde er empfinden, wenn er sie wiedersah? Darauf hatte er keine Antwort. Tagsüber wurden alle Gefühle von blinder Wut verdrängt. Nachts drängte sich Jenny in seine Träume. Die Visionen von ihr waren so schmerzlich, dass sie ihm den Schlaf raubten und er am nächsten Morgen wie gerädert war.

Im Grunde seines Herzens fühlte er sich erniedrigt, weil sie ihm Hörner aufgesetzt hatte. Doch sein Stolz verbot es ihm, sich irgendwem anzuvertrauen. Er ging sogar seinem alten Andersen-Clan aus dem Weg. Er würde sich eine Maske aufsetzen und der Welt zeigen, dass ihm alles egal war – nur sein Kind wollte er wiederhaben. Er versuchte, den Rest seines Geldes nicht zu



Johanna Nicholls

Die Blüte des Eukalyptus

Roman

Taschenbuch, Klappenbroschur, 768 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47372-4

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2013

Sie wird grausam von ihrem Mann getrennt. Sie reist allein in ein fernes Land, um ihn zu suchen. Doch sie erwartet das Kind eines anderen.

England 1837: Durch ein grausames Schicksal wird die junge Keziah Stanley von ihrem Mann Gem getrennt und setzt alles daran, ihn wiederzufinden. Ihr Weg führt sie unter die glühende Sonne Australiens, in den verschlafenen Ort Ironbark, wo sie sich eine bescheidene Existenz aufbaut. Als sie Jahre später endlich wieder Gem begegnet, kann dieser ihr nicht verzeihen, dass sie inzwischen ein Kind von einem anderen Mann hat. Und als wäre das nicht genug, wird sie plötzlich von den Dämonen der Vergangenheit eingeholt ...